

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 16.

Dienstag, den 20. Januar.

1925.

Die Schicksalsstunde.

Roman von Marie Bernhard.

(31. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Und jetzt fühlt sie plötzlich — weiß sie, wessen Arm es ist, der sie emporhebt, der sie schützt, trägt, rettet? Keine Ahnung hat sie davon gehabt, daß Peter Bursardt in ihrer Nähe gewesen ist; sie weiß nur, er ist da, er hilft ihr ins Dasein zurück, zum andernmal — ihr Schicksal! Sie blüht sich, sich zu regen, liegt mit geschlossenen Augen an seiner Brust, geborgen, von seinem Arm umschlossen, da — wer kann es ihr sagen, ob ihr dies jemals wieder in ihrem Leben zuteil wird? So ganz als Bruder hat er sich zu ihr gestellt — und sie — und sie? Ob sie die echte starke, wahrhaftige Liebe des Weibes zum Manne für ihn fühlt, das hat sie nicht klar empfunden — sie weiß es jetzt, da sein Herz gegen das ihrige schlägt! Wenn es Mannesliebe in ihrem Leben gibt — er kann sie ihr schenken. Er allein!

Wie lange sie in dieser schauenden Erkenntnis an Peters Brust gelegen, sie weiß es nicht — will es nicht wissen! Zum erstenmal in ihrem Leben ist das Weibesempfinden in ihr erwacht, stark und heiß, ein neues, überwältigendes Gefühl!

Ein Raunen an ihrem Ohr — Eugens Stimme.

„Lydia, bist du bei Bewußtsein? Hörst du nicht?“

O ja, sie hört ihn und fast wider ihren Willen schlägt sie die Augen auf.

„Wirft du gehen können? Sollen wir dich tragen — beide?“

Sie hatte ihn nur halb verstanden — der Sturm brauste immer noch mit Allgewalt — aber sie richtet sich ein wenig auf, und in demselben Augenblick läßt sie Peter los und hilft ihr, sich auf die Füße zu stellen. Da sinkt sie zurück und hält sich an ihm fest. Und er legt den Arm um sie und führt sie — Schritt für Schritt — mitten durch den Aufruhr der Elemente — dem Leben entgegen.

XVI.

Ein trüber Herbstabend. Über Berlin flammen die Bogenlampen auf. In schwindelnder Höhe zucken die bunten Firmenanmeldungen auf und verschwinden wieder. Die elektrischen Bahnen läuten, die Hupen der Autos tönen grell und mißtönend dazwischen, ein feuchter Nebel ballt sich zusammen, Equipagen sausen vorbei, die Menschen eilen — eilen — eilen!

Am Kurfürstendamm, in einem der großartigen Mietspaläste, steht eine junge Frau am Erkerfenster. Hinter ihr das Zimmer liegt noch im Halbdunkel, sie hat noch nicht das elektrische Licht angegedreht — wozu? Stundenlang hat sie gelesen — sich dann umgekleidet — zum Schein die Vorbereitungen zum Mittagmahl überwacht — wirklich nur zum Schein, denn Köchin und Stubenmädchen verstehen ihre Sache ausgezeichnet — Handarbeiten sind nie ihr Fall gewesen — sie hat aber nichts zu tun!

Wie Menschen dort unten hasten — einander zu überholen streben, hierhin, dorthin gehen — alle so eilig, alle so zielbewußt — die Zeit ist ihnen zu knapp — man wartet auf sie — die Pflicht, die Arbeit, ruft — und sie hat keine Arbeit, hat keine Pflichten! Nichts hat sie zu tun, nichts!

Vielen von diesen Leuten, die da unten vorüber-

hasten, winkt selbstverständlich auch das Vergnügen — wohl! — das winkt auch ihr! Vergnügen kann sie haben, so viel sie will! Und auserlesene künstlerische Genüsse — und alles, was das Leben reich und schön macht! Ist ihr Leben darum reich und schön? Ist es das?

Es knistert um ihre Gestalt von feinsten Seide, es schmiegte sich um ihre Glieder von kostbarsten Spitzen, es funkelt ihr an Hand und Busen von köstlichen Juwelen — ein leiser, ganz zarter Hauch wie von frisch erblühten Maiglöckchen umschmeichelt sie — ein Schauspiel ist sie, ein Prunkstück im Hause ihres Mannes! Und möchte doch mehr sein — o, so liebend gern! Möchte die Seide und die Spitzen und die Juwelen von sich abtun und ein schlichtes Wollkleid, eine große Arbeitsschürze überstreifen und sich nützlich machen — o Gott! Etwas zu tun haben! Tätig sein in einer Arbeitsstube, Kinderhemdchen und Röckchen zuschneiden oder armen Leuten in der Suppentüche das Essen austellen, oder die kleinen Säuglinge betreuen, die daheim ohne Aussicht, ohne Pflege sind und tagsüber an die Heimstätten für Kinder abgeliefert werden. Sie darf es nicht tun, ihr Mann läßt es nicht zu! „Falschen Ehrgeiz“ nennt er das, sich so hervortun. Ist es das? Nein, tausendmal nein! Was alles hat sie nicht schon versucht! Mit Bitten, mit ihrem lieblichsten Schmeicheln, mit allem ihr zu Gebote stehenden Ernst und Willen, mit Tränen selbst mit Trost und Schmollen — Eigenschaften, die ihrem weichen Gemüt gar nicht liegen; es hat ihr alles und alles nichts geholfen!

„Du bist jung und schön und in bevorzugter Lebensstellung, für dich geht das nicht! Du bist zu anderem geschaffen!“

Wozu denn? Großer Gott, wozu? Sie weiß, daß sie schön ist, hat es oft mit kindlicher Freude empfunden, wenn sie die Wirkung wahrte, die ihr Anblick bei den Menschen auslöst. Auch liebte sie es, sich hübsch anzuziehen — warum denn nicht? Aber nur sich schmücken, nur gefallen wollen, das genügt ihr nicht.

Bevorzugte Lebensstellung! Wenn das der ganze Vorzug ist, zum Nichtstun verdammt sein zu sollen, kein Ziel vor Augen zu sehen, ein Dasein zu führen, das sich einzig und allein auf Genuß aufbaut, dann empfindet Gabriele diese „Bevorzugung“ als Erniedrigung — ja wohl! Wie sie nun einmal geschaffen ist, fühlt sie es so.

Wohl war in dem, was sie vor ihrer Ehe gewünscht und geplant, viel Unreifes, Undurchführbares. Ein halbes Kind war sie gewesen, unerfahren, vom Leben unbelehrt. In den anderthalb Jahren ihrer Ehe aber ist sie innerlich rasch gewachsen, hat sie um sich schauen gelernt, Vergleiche gezogen, eigene Gedanken bekommen. Aber wie jung sie immer noch ist: Wie jung! Bei dem Gedanken, so weiter zu leben, Jahr um Jahr, immer so als taube Frucht am Lebensbaum, da kommt es über Gabriele Förster wie ein kaltes, lähmendes Grauen, das sie niederdrückt bis zum Nimmerwiedererheben!

Und kinderlos! Sie, in deren Wesen der Keim zur Mütterlichkeit von jeher gelegen hat! Die als kleines

Mädchen heimlich ins Dorf gelaufen ist, in Häuser, wo es kleine Kinder gab, um die unbeholfenen Geschöpfchen anzustarren, sie behutsam auf den Arm zu nehmen, ihnen die Milchflasche zu reichen!

Mama hatte es nicht dulden wollen, durchaus nicht! Aber solange Väterchen lebte, hat er es durchgesehen, daß sie es durfte, ist selbst mit ihr gegangen und hat sich an dem „Puppenmütterchen“ gefreut.

Ja — Väterchen! Hätte sie das Väterchen behalten dürfen — wie anders hätte sich ihr ganzes Leben gestaltet! Ob sie Oskar Försters Frau geworden wäre?

Tausende an ihrer Stelle würden beglückt sein, Tausende sie beneiden! Ist darum das Brot des Lebens für alle das gleiche? Wie sie es haßt, wie es ihr weh tut, das Wort: „Sieh dir doch diese und jene an! Frau Sanitätsrat so und so, Frau Justizrat F., Frau Medizinalrat G., die müssen sich quälen mit Hauswirtschaft, mit Kindern, mit einem einzigen Diensthofen, die können nie ins Theater, die können keine Pariser Hüte, keine Gersonschen Kleider, keine echten Federn und Spitzen tragen! Die würden dem Schicksal danken, auf den Knien danken, wenn sie leben könnten, wie du!“

Aber ich bin nicht die und jene, ich bin ich selbst! Befiehet denn Zweck und Ziel des Lebens aus Pariser Hüten, Theaterlogen, Federn und Spitzen?

Ah, was hat ihr das Fragen und Klagen genügt? Nichts — nichts! Zuerst gutmütig ausgelacht — dann zurechtgewiesen — dann herb verspottet — schließlich kurz und ungeduldig abgefertigt, das ist ihr Los gewesen!

Dennoch! Sie darf und will nicht nachlassen, nicht müde werden! Nicht mit Bitten und Schmeicheln mehr, nicht mit Tränen und Klagen — ruhig, zielbewußt will sie vorgehen. Es muß, es muß doch anders werden!

Ein leichter, rascher Schritt auf dem Korridor — Oskar — ihr Mann! Er kommt noch nicht zu ihr hinein, sie weiß es! Vorerst geht er in sein Zimmer und kleidet sich um. Nie bringt er eine medizinische Atmosphäre in die Wohnräume — er läßt den Arzt vollständig draußen, will nur Privatmensch sein, kein Wort von Beruf und Krankheit hören!

Gabriele senkt — das ist es eben! Mit lautlosen Schritten geht sie in das kleine Speisezimmer — das große für Besuch liegt drüben im anderen Flügel der geräumigen Wohnung — dreht das elektrische Licht an, überblickt die von weißem Damastgedeck, Silber und Kristall leuchtende, mit Blumen gezierte Tafel — natürlich ist alles in musterhafter Ordnung, nichts zu ändern, nichts zu ergänzen. Früher, in der ersten Zeit ihrer Ehe, ist sie Oskar entgegengegangen — das hat er sich verbeten, ebenso, daß sie ihn von der Klinik abholte — er könne Zeit und Stunde nicht pünktlich angeben, das hänge nicht von ihm allein ab, und das Variieren sei für sie unbequem. Es war ihr nicht unbequem, aber ihr schwüchterer Widerspruch war ihr, wie immer, kurz abgeschnitten worden. Er möge nicht erwartet, nicht empfangen werden, auch daheim nicht — schon nicht der Diensthofen wegen! Gabriele wußte von zwei jungen Kollegenfrauen — die taten es nicht anders —, die stiefen ihren Männern entgegen bis in den Flur, bis an die Treppe, wie es eben kam, und es gab eine stürmische Wiedersehensfreude. Die empfand nun Gabriele freilich nicht! Es war ja gut, daß Oskar endlich da war — die häuslichen Stunden waren ihm knapp zugemessen, er hatte es schwer —, da tat ihm das Ausruhen wohl! So empfand sie, reichlich kühl und sachlich für ihre warmherzige Jugend. Aber sie hatte gedacht, ihn zu erfreuen, ihn zu beglücken durch ihre Gegenwart. Das war eine Täuschung gewesen, wie so vieles in ihrem neuen Erleben — wie so vieles!

Aber Oskar Förster war keineswegs unempfindlich gestimmt. Er freute sich in seiner gelassenen Weise jedesmal, wenn er in seine schön abgestimmte luxuriöse Häuslichkeit kam — freute sich auch der entzückenden, jungen Frau, die er darin vorfand.

So auch heute! Mit einem raschen Blick überflog er das achteckige, dunkel getäfelte Speisezimmer, dessen in warmem Rot gehaltene Möbel im Goldschimmer des elektrischen Lichts so wohltuend für das Auge wirkten,

überflog die schön gedeckte Tafel, die junge Frau, die ihm Inagiam entgegenkam. Er liebte Reiz und Begehren — er hatte beides!

„Tag, Kleines! Sieh da, das neue Kleid! Hübsch — sehr hübsch! Zieh' dich nur getrost immer nach meinem Geschmack an! Auf den kannst du dich verlassen!“

Kortlekuna folat

Im holländischen Schlittschuhwinter.

Von Franz Friedrich Oberhauser.

Ein Winterbild von Breughel!

Eisflächen, schimmernde Kanäle, schwärzliches Baumgesele, dralle Mädchen und stämmige Jungen, Schlitten, Tans, Ziehharmonika, Wintermelodie, Lust und Sonne, Frohinn blüht im Saale heiteren Lebens. Kleine, rotgeklebte Dächer säumen Kanäle, die Schiffe schlafen in den Winterhäfen, die Sirenen rufen. Der Wind kommt von der See herüber, über den stürmisch bewegten Waaghafen, dort, wo der Vater Rhein, der Atem Europas, am stärksten ist: in Rotterdam. Er jagt durch die engen Gassen, springt den Fußgänger an, fährt launisch in die Glodenpiele der alten Rathäuser. Matrosen sitzen an den Meilensteinen, die kurze Stummelpfeife zwischen den Zähnen, die Hände in den abgerundeten Hosentaschen vergraben. In glücklichen Augenblicken wuden die behäbigen Faulenzer lustvoll an der Biege entlang: in den Schenken gießen sie den scharfen Dube bolls, den Zenever achter die Binde. Sie nennen es hier: „Een Schoran jeijmpi achter de kiezen slaan.“

Indessen treibt sich die Jugend und das Alter auf dem Eise umher. Verschiedenartig sind diese Winterbilder: holländisch, brabantniederländisch. Die Mädchen mit dem weißen Flügelhauben findet man ganz oben, im nördlichsten Teile Hollands, hinter dem Zuidersee, an den Küsten, Monitendam, Volendam und Edam, dem Museum der holländischen Volkstrachten. Aber nicht von friesländischen Häuserinterieurs, Volendamer Dörfern unter dem Spiegel der See, nicht von Schweeninger Fischerfrauen und Middenburger Jungfrauen deren goldene Haarnadeln die weiße Haube halten, soll hier erzählt werden; aber von einer Reise auf Schlittschuhen, endlos durch die Kanäle, vorbei an winterlichen Dörfern.

Wenn es keine Kälte gibt, dann strömen die Wasser über die Dämme, wachen die Kanäle gefährdend, reihen Breichen und lodern die hohen Stützwälle. Sturmburchegeelte Nächte gibt es; Nächte ohne Rast und Ruhe. Wasserlärm, dumpf großend; Straßen, Felder, Dörfer stehen unter den Kluten. Das ist das „Wintermeer“, wie es der Brabantier zu nennen pflegt. Einige Stunden bin ich einmal in einem vom Wasser bedrohten Bauernhause gewesen, während jenseits der hohen Straße das Wasser von Minute zu Minute stieg; die Männer besetzten die Straßen aus, bauten neue Dämme, hielten Wache. Jeder Augenblick konnte den Wasserern Nacht geben. ... Und die Mutter lag bei ihren Kindern und haßte bei den Schulaufgaben und das aus der Bibel vor. ...

Aber der Winter ist von klingender Kälte. Der Schnee liegt unter den Schritten. Das Eis lockt. Alles schnallt die Schlittschuhe an. Bäuerinnen bringen die Feldfrüchte aus dem Winterkeller über das Eis, bringen Milch und Butter. Bäuerinnen schleifen mit den Frühstücksentwürfen einber, Bauernburischen wandern aus fernen Dörfern vorbei. Kleine Mädchen, rotglühend im Gesichtchen, sitzen im Schiebeschlitten. Kinder befinden sich auf einer Besuchreise. Landschaften werden durchwandert. In manchen Dörfern wird der einsame Schlittschuhläufer von einer Reihe lachender Mädchen eingefangen, entflieht den holden Fesseln und zieht weiter in die Ferne. Mädchen begegnen uns, das blonde Haar gelod von goldenen Nadeln gehalten, Matrosen und Schiffsfreichte in dunklen Pluderhosen, schwarzen Jaden, die Helm mühe aus der Stirn gehoben. Dort ein improvisierter Tanz auf den Schlittschuhen. Vor einem bäuerlichen Krug tanzen schwere Bauernburischen, drehen dralle Mägdle sich im Kreise zu den Klängen einer Ziehharmonika. Manchmal steht verträumt eine rastende Windmühle im weißen Feld. Immer aber beweegt ist das blante Eis, fortwährend gibt es Schlittschuhläufer, verworren durcheinander und doch nach einem Geleke geregelt. Das Sinnbild dieses Winters ist der Schlittschuh. In den Hauptstädten, in Rotterdam, Amsterdamm, im Haag wird er in das Ring, in das Theater, in die Konzertsäle mitgenommen. Kein Ergeis, keine Technik beherrscht diese Schlittschuhläufer. Er ist in das Prallische überfesselt. Der Holländer ist ein ausdauernder Läufer, ein Läufer, der endlose, lange Wege spielend zurücklegt. Der Pastor hat keine Lust Spiralen und Kreisel zu tanzen, das Gemütleich kein Vergnügen daran, wunderschöne Böden zu laufen, und der Bäuerlinge keine Verlodung, seine Semmeln im Walsertanz dabinzutragen. Sechser und Achter zu laufen bleibt der Spieljugend überlassen. ...

Durch die Winterschleier klopfen gedämpft die Glocken der Stadtkirchen. Im Winterhafen werden die Schiffe gepunkt, Segelblätter ausgebessert. Über den Dächern liegt ein etagenartiger dunkler Schall.

Stundenlang, während der Fahrt, ist man einsam. Der

Feldwind schlägt über den Kopf hinweg. Die Baumäfte jagen. Städte dämmern ferne in silbergrauer Seide. Felder drehen sich. Kanal schiebt sich in Kanal. Ein Mädchen kommt. seitet dir eine Stunde lang Gesellschaft, und wenn du so weit bist, ihr verlebte Augen zu machen und einen fragenden Blick zuzuwenden, biegt es ab und verschwindet über einen Kanal einem Dorfe zu, das seinen Kirchturm wie eine Kaiserkrone über das dicke Baumgesecht reckt.

Mittagsessen bei einem Bauern. Weißes Brot, Milch, Speck und Käse.

Dann wieder die Wanderung. Dörfer versinken. Masten stechen in die Winterhimmel, ferne Städte, verschollen, fremd, unbekannt, gleiten vorbei. Manchmal kommt man nahe heran, fängt ein Glodenpiel auf, nimmt es mit auf die Weiterreise. Dieses Lied, das dir der Rathhausturm als Geheimt überreicht, ist von langsamem bedächtigen Hammerwerk geschlagen, und erzählt in alter milder Weisheit und Klugheit Dinge, die man längst vergessen; eine alltägliche Mahnung, edel, brav und gut zu sein, feuch und rein zu leben, ehrlich und arbeitssam zu sein. Wie seltsam solch ein Klang, von fremden, uralten Gloden gespielt und gesungen, dem einsamen Wanderer am Herzen hängen bleibt, angesamlet an die Seele, eingeschlichen in die Gedanken.

Und man spürt die Bestimmtheit, die dieses alte Lied aufweist, wenn man mit seinen Gedanken allein in weiten ungetrübten Feldern ist: „Ab immer Treu und Redlichkeit.“

Spielesisch bleiben die Lieder in dir haften. Und du findest von Zeit zu Zeit immer ein Körnlein Klugheit in ihnen. . . .

Durch die zarten Schleier, von Gold durchspunnen, dunkelt die heimliche Stadt. Die Türme winken, noch ein wenig ferne war, aber bald wachsen die Giebelstüchen deutlicher auf. Straßen dehnen sich, Bäume stehen da, und die Stadt bringt dir ihr Leben entgegen.

Unter den Brücken hindurch, hältst du knapp am Felsen. Du nimmst die Wanderschuhe fort und bist vom Seewind erfrischt, vom Lauf erwärmt. Von gehörten Glodenliedern ein wenig vertraut. Und gehst unsicheren Schrittes, der harten Erde ungewohnt, zwischen den Häusern dahin.

Glücklich und vollgetrunken von der Freiheit, die durchwandert wurde. Die klare frische Luft in Mund und Lunge.

Hinter dir noch immer ein Schattenpiel. Vom blauen Mond überglänzt. Ein Schattenpiel früher froher Jugend und müdloser, heiterer Schlittschuhläufer.

Ein Brautidyll der klassischen Zeit.

Unsere Zeit ist nüchterner und sachlicher auch in Dingen der Liebe geworden, und jener Schimmer der Poesie und Romantik, der herrschte, „als der Großvater die Großmutter nahm“, ist heute verweht. Aber mit einer gewissen Sehnsucht vertiefen wir uns in jene Zeiten, da noch eine idyllische Gemüthlichkeit die aufstrebende Reizung junger Herzen mit gefühlvoller Schwärmerei verklärte, da die Vorit nicht nur in den Versbüchern stand, sondern auch noch in den Herzen lebte. Ein solches Liebesidyll aus der klassischen Zeit unserer Dichtung blüht uns entgegen aus den Briefen des bekannten Rechtsgelehrten Friedrich Aua. Schmeller und seiner späteren Gattin Sophie, der Tochter des Göttinger Professors Bedmann, die Dr. Aua mit Rebe unter dem Titel „Aus der Brautzeit eines deutschen Gelehrten 1788–1791“ bei der Buchhandlung des Wallenbaues in Halle herausgibt. Die sämtlichen Briefe des jungen Paares sind als kostbare Familienerinnerung aufbewahrt worden und führen uns ein in die Zeit, da man mit Klopstock und Bürger schwärmte, Wielands Grazie bewunderte und das Versmachen zum guten Ton gehörte. Schmeller ist bereits ein angehender Professor, als er in dem Hause Bedmanns eingeführt wird und mit der Familie des gelehrten Landpartien unternimmt, bei denen sich das ganze altväterische Behagen entfaltete, wie wir es aus Rollens „Rufse“ kennen. Allmählich ernalt ihm Hera für das reizende „Dietchen“, und schließlich kommt es an einem Abend im Botanischen Garten zum ersten Kuß. „Nach Tisch aua ich mit Ihnen und Ihrer Frau Mutter im Garten auf und ab“, so rief Schmeller später der Braut vielen unvergesslichen Eindruck in die Erinnerung. „Im Postett schlug eine Nachtiaall. Ihre Frau Mutter gab Befehl, noch einen Stuhl ins Postett zu stellen; wir setzten uns; ich nahm Sie auf den Schoß, und so lauschten wir dem Zaubergesange der Nachtiaall. Ich spielte mit Ihren lieben weichen Händen, und Sie wehrten mir's nicht; ich sprach mit Ihnen, und Sie antworteten. Ihre Frau Mutter, die ich nun mit eben der Herzlichkeit liebte, wie meine verewigte Mutter, sprach von so rührenden, mir so tief zu Herzen gehenden Gegenständen und beehrte mich ihre Freundschaft auf eine so ganz unverkennbar edle Weise, daß ich Sie, meine ewig geliebte Sophie, mit heiliger Innigkeit an mein Herz drückte und zum erstenmal küßte. Schade, daß ich Ihnen diesen Erstlingskuß auf die Wangen geben konnte. Schade! daß ich bloß geben konnte.“ Dann folgt die Verlobung: „Ohne alle Verlegenheit erklärte ich mich kurz und rund: Ihr Herr Vater leute mit feierlichem Ernst Ihre Hand in die meinige; Sie schlugen Ihre Augen zur Erde. Ihr auaßes Gesicht färbte sich wie eine Rose, und ich flehte zu Gott um die Gnade, unsern heiligen Bund zu segnen. Auf dem Kanapee zwischen Ihnen und Ihrer Frau Mutter gab ich Ihnen einen Ring und bemerkte mit der innigsten Rührung dabei, daß in Ihren Augen helle Tränen glänzten.“

Schmeller tritt dann eine längere Studienreise an, die

ihn durch viele deutsche Orte und auch nach Wien führt. In Weimar ist er mit Wieland zusammen, der sich im Theater besonders angelegentlich unterhält. In Frankfurt, wohin er sich zur Kaiserkrönung bezieht, trifft er mit dem von ihm hochverehrten Bürger zusammen, der eben die letzte Torheit seines Lebens begehen wollte und nach Stuttgart eilte, um dort sein

„Schwabenmädchen“ heimzuholen, die ihn dann so ara betrogen hat. In Wien erlebt er den Tod Josephs II. mit und berichtet sehr interessant über die Zustände. Überhaupt sind Schmellers Briefe von großer Ausführlichkeit und zeigen in ihrer ganzen Art, welche große Rolle damals der Brief spielte. Bei den unsicheren und schwierigen Postverhältnissen war die Ankunft eines Briefes ein großes Ereignis, natürlich besonders für Liebende, und der Bräutigam bezeichnet den Postboten, der ihm von der Geliebten Nachricht bringt, geradezu als einen „Mann Gottes“. Er fragt sie: „Schlug Ihr Herz höher, wenn Sie einen armen Mann im schlechten Rod von rotem Tuch und blauen Aufschlägen in Ihr Haus kommen sahen, als wenn Ihnen gepunkte Bringen, Professoren, Grafen und Herren die Cour machten?“ Wie er sie sich vorstellt, scheint sie gerade aus einem Modestunfer Chodowieckis gekommen zu sein, mit ihrem großen Hut, dem geknickten Röschchen und den hellen Guckaugeln. Aber auch er hält auf Eleganz, wenn er zum Konzert geht: „Da lasse ich mich sterlich fröhlicher, trage das Gläschen heraus, das mir Deine gute Mutter geschenkt hat, und tu mich köstlich parfümieren, dann lege ich ein lauberes Gewand an und spaziere so ins Konzert, mit einem Steden in der Hand.“ Nachdem er zunächst allein als Professor in Helmsiedt gehaut und das Nest für beide bereitet, holt er sie schließlich in der schönen Brautkutsche ab, und das Brautidyll hat sein Ende.“

Skifahrt im Mond.

Von Siegfried von Vasejad.

Die letzten Klavierakorde verhallen gedäunzt hinter den erleuchteten Fenstern des gastlichen Hauses. Nach langer Zeit war ich einmal wieder unter Menschen gewesen, hatte Mozart und Chopin gehört. Aber jetzt muhte ich mir die Bretter anschaulen, denn es war schon spät, der letzte Zug war längst pfeifend an der kleinen Station vorbeigerastert, und ich hatte bis nach Hause gute zwei Stunden Skifahrt durch den Wald.

Ein blau-grauer Himmel hängte schwer und niedrig über dem nahen Horizont. Durch den rauben Dunst und Schneenebel schimmern schwache Lichtflecken aus der Tiefe und Höhe; Lichter vom kleinen Städtchen und Sterne, blank und verschwommen.

Leichter Pulver Schnee liegt über der harten Kruste. Die Bretter gleiten geräuschlos, nur die Riemen knirschen, und die eisernen Spikes der Stäbe klirren auf dem verharrten Schnee.

Es geht aufwärts über steile Waldbänne und tiefversteimte Schluchten. Der Nebel weicht, Sterne flammen auf und lodern, groß wie Münzen, rot und grün über dem schwarzen Walde. Der Himmel wächst, eisiger Nordwind feht über die Lichtung.

Noch ist der Mond nicht aufgegangen, aber hinter der gewölbten Doppelkurve des Rachel glüht schon sein rötliches Licht. Und jetzt, gelbrot wie eine Riesenmelone, wälzt sich der ungeheure Ball über den Kamm des Gebirges, steigt über den bewaldeten Grat und schwinnt sich blendend in den kristallklaren Raum.

Die Lichtung weitet sich. Endlose Schneeflächen, vom Mondlicht überglänzt, wachsen in scharfer Rundung gegen den flammenden Himmel. Über die funkelnde, glimmernde Bahn gleiten schwarz und schmal die Schatten der gewölbten Skispielen, wie der Bug eines Schiffes.

Nun ist die Höhe erreicht. Es geht talabwärts. In letzten Kurven über versteimte Hänge, dann ein fäher Rud, — verharrte Halden, — und in rasender Fahrt läuft es in die Tiefe, über Waldwiesen, Kahlschläge und Schluchten.

Weitaufladende Tannen, magere Birkenstämme und geduckte Wacholderbüsche rasen mir entgegen, springen über den Weg und schwirren wie Traumbilder lautlos an mir vorbei.

Und der Mond steigt mir nach, bald von rechts, bald von links, wirkt sich taumelnd über den Wald. Klärt in die Schlucht, versinkt und steigt drohend wieder auf, bereit, sich mir entgegenzurollen.

Mond, Mond, Mond, überall Mond; über allen Bäumen, zwischen allen Büschen, über allen Bergen, über den ganzen ungeheuren Himmel spannt er sein laugendes Licht aus, das alle Dinge im Mondwelen veraubert.

Und ich selbst fliege erdentrückt durch weiße Mondlandschaften, über Mondgebirge, Mondtrater, über eisige, erstarrte, blendende Mondgesilde . . .

Da plötzlich: zwei Wölfe, schwarz und gelbeniterhaft auf der funkelnden Schneefläche. — die Hunde sind es, und hell-auffauchend stürmen sie mir entgegen und rufen mich aus Mondhöfen auf die Erde zurück.

Mit spitem, verschneiten Giebel kößt der uralte Turm in die milchweiße Mondnacht, bunte Lichter fallen aus dem Fenster im Torbogen, die Hunde springen an mir hoch. — Ich bin zu Hause!



Die Anziehungskraft der Frau.

In einer französischen Zeitschrift plaudert ein bekannter Journalist über die unwiderstehliche Anziehungskraft die manche Frauen auf Männer ausüben. Er sagt unter anderm: Sie werden doch nicht lachen, wenn ich sage, daß an einer Frau ihr Charakter weit mehr bezaubert als ihre tatsächliche Schönheit. Denn das ist ja nicht bloß meine Meinung, das ist so alt wie die Welt. Es ist etwas Unkultur darin, wenn man darauf so häufig antwortet, daß viele der anziehendsten Frauen, die uns aus der Weltgeschichte bekannt sind, nichts weniger als einen vollendeten Charakter hatten. Sie verstehen doch, wo das Mißverständnis liegt. Manon Lescaut war, glaube ich, nicht sehr tugendhaft, aber sie hatte Eigenschaften des Herzens und des Geistes, die ihr ebensoviel wie ihre physische Schönheit halfen. Menschen zu bezaubern.

Die erste Eigenschaft, die eine Frau besitzen muß, um faszinieren zu können, ist die Fähigkeit, richtig und verständnis mitzuempfinden. Die Männer, wie Sie hoffentlich nicht bestreiten werden, sind ja doch nur große Kinder, und wenn sie nun einer Frau ihre Sorgen mitteilen, mit ihr über ihre Lieblingsideen, auch über ihre harmlosen kleinen Schwächen plaudern, wenn sie so im allgemeinen ihr Dasein erleichtern und dabei die Empfindung gewinnen, daß ihnen Mitleid und richtiges Verständnis entgegengebracht wird, dann ist es diese Frau, die sie am meisten anzieht.

Die Männer lassen sich so gern verhätscheln, die meisten lieben es, wenn man recht viele Geschichten mit ihnen macht — aber dies auch wieder in hübscher Form. — Die Frau, die das erkannt hat, wird in den meisten Fällen finden, daß sie recht viele Anziehungskraft besitzt.

Glauben Sie nicht, daß ich mit dem Gesagten die Schönheit und ihre Macht über die Männer im geringsten unterschätze. Aber Schönheit ist wieder ein persönlicher Begriff. Dem einen ist die, dem andern jene schön. Und wo also die äußere Schönheit einer Frau in Frage kommt, werden Sie finden, daß jene Frau, die den einen entzückt, doch wieder für den andern vielleicht nicht einmal existiert, wenn dieses Moment des Sympathisierens fehlt. Zur wirklichen Kunst des Fesselns gehört auch ein gewisser Reiz des Benehmens, dem ein ganz leiser Hauch von Banalität nicht mangelt, eine anmutige Lebhaftigkeit, sonniges Temperament und das gewisse unbeschreibliche Etwas, das wir als „Schick“ bezeichnen, dann absolute Natürlichkeit. Denn man darf an einer Frau ein gezieltes Benehmen weit mehr als alles andere. Daß Benehmen und Charme weit mehr bezaubern als die rein physische Schönheit, lehrt ein Blick auf die Bildnisse einiger terner Frauen, von deren bestirnender Macht uns die Geschichte erzählt.

Ein Punkt, den man so oft außer acht läßt, ist auch, ich möchte sagen, die geistige Beweglichkeit und die Fähigkeit, den Ereignissen der Zeit sowie der Kunst und Literatur mit geschweifter Teilnahme zu folgen. Denn obwohl die Männer meist eine gewisse Frau fürchten, wünschen sie von ihr doch wieder eine nach keiner Richtung hin beschränkte Einsicht. Jene Tage, in denen die naive tränenreiche, in Ohnmacht fallende Schöne regierte, sind aus der Mode gekommen!

Wie beschäftigen wir unsere Kinder im Winter?

Der Winter ist da. Zwar nicht, was die Witterung anbetrifft; denn Frost haben wir heuer kaum schon erlebt, und wenn Niederschläge vom Himmel herunterkommen, dann geschieht es in Form von Regen. Aber die frühen Dämmerstunden und die langen Abende sind uns deswegen nicht erspart geblieben, und dieses warm-nasse — ja, soll man sagen Herbst-, Frühling- oder Winterwetter? — hält uns mehr denn je zur Winterzeit an die Zimmer gekesselt.

Das gilt vor allem für unsere Kleinen, für die ein länger Aufenthalt im Freien bei diesem alles andere als gelunden Wetter gefährlich werden könnte. Und an die Mutter tritt wieder, lebhaft nach einer Lösung heischend, das Problem heran: wie beschäftige ich meine Kinder im Zimmer? Ja, wie? das ist durchaus nicht immer leicht zu sagen und die Antwort muß sich hier, wie überall, wo es sich um Erziehungsfragen handelt, ganz den individuellen Bedürfnissen der einzelnen Kinder anpassen. Kinder sind ja sehr verschieden, auch was die Unterhaltung — oder Bemmung — deren sie bei ihren Spielen bedürfen, anbetrifft. Es gibt Kinder, das sind solche kleine Wesen, in denen eine lebhaft Phantasie wohnt, die immer von selbst beschäftigt sind. Sie sind trostlos, wenn sie von ihren Spielen durch der Mutter oder des Vaters Nachwort zu irgend einer Willkürfüllung abgerufen werden. Sie sind auch trostlos, wenn sie abends das Feld räumen müssen, um ins Bett zu gehen. Der Tag ist für sie immer viel zu kurz. Er reicht im entferntesten nicht aus zur Ausführung all ihrer Pläne, der sie beim Spiel aufs eifrigste hinarbeiten. Diese Kinder werden sich auch im Zimmer nie langweilen. Die Mutter wird nur manchmal eingreifen haben,

wenn ihre Lebhaftigkeit allzu laute Formen annimmt. Es gibt aber auch eine ganz andere Art von Kindern, solche, die beim Spielen immer wieder einer Anregung von außen bedürfen. Sie stehen ihrem Spielsachenstapel, auch wenn er über und über mit den schönsten Dingen angefüllt ist, ja vielschichtiger als am meisten, ratlos gegenüber. Es fehlt die Phantasie, die all diesen toten Dingen Leben einhaucht, die zur Tätigkeit anspornt. Haben sie Geschwister oder andere Spielgefährten, dann kommt wohl von diesen der Anstoß, dessen sie bedürfen, und der Eifer ihrer Altersgenossen reizt sie mit sich fort. Handelt es sich aber um ein Einsames, dann wird die arme Mutter oft bitter geklagt durch das in tausend Variationen und Tonarten sich wiederholende: „Mutter, was soll ich tun?“ „Mutter, ich langweile mich.“ Manchmal wollen da die schönsten Vorschläge, mit denen sie antwortet, nicht helfen.

Da muß die Mutter oft ihr Hirn zermartern und immer neue Vorschläge machen. Sie wird vieler Plage- und Fragens geistig, die sie von ihrer Arbeit abhalten, oft müde werden. Und auch diejenige Mutter, um die herum eine mehrstimmige Bande herumtobt und ihr mit ihrem Värmen auf die Nerven fällt, wird leuzen und die Zeit herbeisehnen, wo der Sommer mit einer günstigeren Witterung die Kinder aus dem Zimmerarrest befreit. Im Sommer, wo sie die Kleinen vom Fenster aus beobachten kann, wenn sie im Sandhaufen Stundenlang mit gleicher Begeisterung und Hingabe verweilen, und wo sie die Größeren ruhig auf weitere Entdeckungsfahrten ausziehen läßt, von welchen sie erst zu den Mahlzeiten mit glühenden Wangen und mit einem „Koffshunger“ heimkehren, da hat sie ein viel leichteres und ruhigeres Leben.

Ein leichteres wohl. Aber die Winterszeit bietet gerade dadurch, daß sie die Kinder jetzt mehr an die Nähe der Mutter fesselt, für diese ganz andere Möglichkeiten, ihre erzieherischen Einflüsse sich auswirken zu lassen, die Herzen und den Geist der Kinder an sich zu fesseln. Welche Mutter, die wirklich als solche empfindet und sich ihrer Verantwortlichkeit gegenüber diesen kleinen Wesen, die sich mit ihrer Hilfe zu Vollmenschen auswaschen und emporentwickeln sollen, bewußt ist, möchte diese Gelegenheit vorübergehen lassen, ohne sie nach Möglichkeit auszunutzen? Dazu gehört freilich vor allem Zeit und darum wird dieses Verlangen in vielen Fällen leider nur ein frommer Wunsch bleiben, denn es ist ja eine bekannte Tatsache, daß zahlreiche Frauen heute hart überlastet sind, besonders dort, wo ihnen neben der Erledigung der häuslichen Arbeiten auch noch eine Erwerbstätigkeit obliegt. Aber in den meisten Fällen wird sich bei wirklich gutem Willen doch manches Stündchen am Tage erübrigen lassen, das man ganz den Kindern widmen kann.

Wie fesseln da die Augen der Kinder, wenn es heißt: „Mutter wird mit euch spielen“ oder gar: „Mutter wird euch was erzählen.“ Auf diese frohe Botschaft hin kommen sie alle herbeigeeilt. Es ist ein unfehlbares Mittel, die sich langweilenden Kinder fortzureißen und die allzulebhaften zu bändigen. Die Bande, die eben noch lärmend getobt hat, wird jetzt plötzlich mäusenstill. Alle lauschen sie mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen den Worten der Mutter, wenn sie ihnen Geschichten aus ihrer Kinderzeit erzählt oder sie in die Welt des Märchens einführt, eine Welt, an deren Gestalten und Ereignissen die kleinen Wesen den lebhaftesten Anteil nehmen und die für sie noch ebenso wirklich ist wie die sie umgebende reale. — Als Erzählerin kann so die Mutter am stärksten den Einfluß ihrer Persönlichkeit sich entfalten lassen. Wenn man beobachtet, wie sehr hier die Phantasie der Kinder in Anspruch genommen wird und wie tief der Eindruck ist, den solche Erzählungen machen, dann wird man ahnen, welches wichtige Mittel der Erziehung hier in die Hand gegeben ist. Wenn die Kinder auch in den späteren Jahren fröhlicher werden und mit einer gewissen Verachtung sagen lernen: „Ach, das ist ja nur ein Märchen, so wirken doch die Eindrücke, die die Welt des Märchens in den frühen Jahren ihres Lebens auf sie gemacht hat, weiter fort und gehen irgendwie als bleibende Bestandteile in ihr Wesen über.“

Die praktische Hausfrau.

Wie entfernt man Tintenkleckse? Tintenkleckse müssen öfters mit Zitronensäure und Salz betupft werden. Dann leitet man die beschädigte Stelle ein, weicht sie in einer Sodalösung ein und wäscht gut aus. Sind die Kleckse noch nicht ganz geschwunden, dann ist das Verfahren zu wiederholen.

Motten in Teppichen vernichtet man sicher, wenn man ein Tuch in kochendes Wasser mit Salmiak-Zusatz taucht, es auf die linke Seite des Teppichs legt und mit sehr heißem Eisen langsam darüber hinführt.

Polierte Schränke und andere polierte Möbel reinigt man in weichem Wasser, in dem Sauertraut gewässert hat. Selbst alte Flecken verschwinden, wenn man sie mit einem leinenen Tuch abreibt, das mit diesem Wasser stark durchsoogen ist. Mit Leder nachpolieren, bis das Möbelstück ganz blank ist.